Theme Issue-Related Book Reviews

Beaurepaire, Pierre-Yves (éd.): **La plume et la toile.** Pouvoirs et réseaux de correspondance dans l'Europe des Lumières. Arras/Artois, Presses Université, 2002. 343 p. Ill. € 20.–. ISBN 2-910663-76-0; ISSN 1272-2286.

Als Angehöriger der Annales-Schule regte Daniel Roche bereits 1971 an, nicht mehr nur einzelne Briefwechsel zwischen zwei Briefpartnern, sondern ganze Netze in den Blick zu nehmen. In einer vorausweisenden Studie betrachtete er das Korrespondenznetz von Rousseau als lebenden Organismus, der eigene räumliche und soziale Binnenstrukturen aufweist, in vielfältigem Austausch mit seiner Umgebung steht und sich mit anderen derartigen Organismen vergleichen lässt. Mehr als drei Jahrzehnte später steht die Erforschung solcher Netze immer noch in den Anfängen. Es ist mehr als eine Reverenz an den Altmeister, dass er den vorliegenden Band mit einem Vorwort einleiten kann. Roche setzt die Messlatte hoch. Bezwecke man mit der Verwendung des Netzbegriffs mehr als bloße Metaphorik, so seien die drei folgenden Dimensionen angemessen zu berücksichtigen. Erstens die mit kartographischen und statistischen Mitteln zu erfassende Netzarchitektur. Zweitens die dem Netz eingeschriebene Ökonomie, also beispielsweise die Frage nach dem Eintrittspreis für Netzteilnehmer: Wer mit einer wichtigen Person der *République des Lettres* in briefliche Beziehung treten will, muss in der Lage sein, sich in profitable Kettenrelationen einzuklinken. Drittens sei zu unterscheiden zwischen den Netzen einerseits und den Organisationen andererseits, die das System nutzen, aber nicht mit ihm deckungsgleich sind. Diese in Roche verkörperte historiographische Traditionslinie, in der man es gewohnt ist, sich bei den Geographen, Soziologen und Ethnologen zu bedienen, möchte Herausgeber Pierre-Yves Beaurepaire in die lange Zeit fast ausschließlich literarisch geprägte Briefforschung integrieren. In seiner Einleitung betont er das Erkenntnisinteresse an der Ökonomie der Korrespondenznetze im Rahmen der *République des Lettres*, in ihrem symbolischen und materiellen Austausch, in ihren Akteuren und Vermittlern, in ihren Regeln, Zyklen und Konjunkturen. Und er entwickelt die Vision, mittels modernster technischer Hilfsmittel einen Atlas vor-moderner Kommunikation herzustellen, der auf einer dynamischen Kartographie verschiedener Korrespondenznetze beruhen würde.

Hervorgegangen ist dieser wichtige Sammelband aus der gleichnamigen Tagung in Arras, die in der Reihe von internationalen Tagungen und Kolloquien steht, welche von einer europäischen Arbeitsgruppe unter der Leitung von Hans Bots (Nimwegen), Eric-Olivier Lochard (Montpellier) und Antony McKenna (Saint-Etienne) organisiert werden mit dem Ziel, die Rolle handschriftlicher Kommunikation für die Konstituierung der frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik genauer zu untersuchen. Es entspricht der Entstehung dieser Arbeitsgruppe aus dem Umfeld der Hugenottenforschung, dass neben Korrespondenznetzen von Gelehrten wie Allioni, Condorcet,

Garampi, Haller, Montesquieu und Windischgrätz besonders auch Korrespondenznetze von den über Europa verstreuten gelehrten Hugenotten wie Laurent Angliviel de La Beaumelle (Kopenhagen, Paris), Pierre Bayle (Rotterdam), Pierre Desmaizeaux (London), Johann Heinrich Samuel Formey (Berlin), Prosper Marchand (Den Haag) und Paul Rabaut (Nîmes) analysiert werden. An dieser Stelle ist es nicht möglich, all diesen Beiträgen gerecht zu werden. Es kann im folgenden nur darum gehen, einige Resultate dieser Aufsätze aus der Sicht des Gesamtbandes punktuell vorzustellen. *Erstens* erscheinen die analysierten Briefwechsel vielfältig verflochten mit dem gesamten kommunikativen Geschehen der Gelehrtenrepublik und des Ancien Régime überhaupt. So mit den Gesprächen im Salon (François Cadilhon), den Begegnungen auf Reisen (Edgar Mass, Michel Figeac), mit den Periodika (Stéphane Haffemayer, Jean-Pierre Vittu, Françoise Weil), dem Roman (Suzan van Dijk) ebenso wie mit der politischen Macht (Hubert Bost, François Cadilhon, Martina Grečenková, Christine Lebeau). Auch zwischen den verschiedenen Korrespondenznetzen selber sind Interaktionen zu beobachten, wobei den Vermittlern eine besondere Rolle zukommt (Antony McKenna). Wie präzise deren unterschiedliche Funktionen herausgearbeitet werden können, zeigt die minutiöse Rekonstruktion von Austauschvorgängen zwischen zwei Netzen, bei denen sowohl die erwähnten Personen und Druckwerke als auch die geschickten Bücher und Pflanzen Berücksichtigung finden (Stefan Hächler). *Zweitens* weisen viele der hier diskutierten Korrespondenznetze zwar durchaus europäische Dimensionen auf, sie umspannen aber nicht ganz Europa, sondern je einen spezifischen Raum. Im allgemeinen sind sie sehr dicht in der Gegend, die dem Ort unmittelbar benachbart ist, in dem der Hauptkorrespondent wohnt oder gewohnt hat, und sie konzentrieren sich auf diejenigen Regionen, in denen die Konfession derjenigen des Hauptkorrespondenten entspricht (Christine Berkvens-Stevelinck). Im Zusammenhang mit diesem letzten Punkt besonders interessant ist das Korrespondenznetz des Kardinals Garampi, das von Rom bis Wien, Ungarn, Augsburg, Trier, Koblenz, Paris, Köln und Lüttich reicht und das Mönche, Domherren, Bischöfe und Prälaten vereinigt zu einem gelehrten Austausch, aber auch um gegen bestimmte Ideen der Aufklärung anzukämpfen. Das Netz des gelehrten Kardinals relativiert die einfache Opposition zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung: «Garampi fut en effet une contradictio in terminis: un ultramontain éclairé, avec des réseaux épistolaires complémentaires et concurrents» (Dries Vanysacker, S. 318). *Drittens* handelt es sich bei allen hier präsentierten Netzen zwar um Gelehrtenbriefwechsel, doch die Briefthemen gehen weit über die Gelehrtenrepublik hinaus. In der Analyse der Korrespondenz von Montesquieu erscheint die Kategorie «Gelehrter» neben «Familie», «ökonomische, berufliche und politische Welt» sowie «Gefühlsleben» nur als eine von vielen (Edgar Mass). Und auch in den Briefen der gelehrten Hugenotten ist der Austausch über die Familie und den Freundeskreis ein wesentlicher Bestandteil (Christine Berkvens-Stevelinck, Claude Lauriol).

Welche Perspektiven die künftige Forschung zu Korrespondenznetzen weiterverfolgen könnte, skizziert André Bandelier in einem kurzen, aber gehaltvollen Nachwort, in dem er den Abbau von Berührungsängsten gegenüber den Ansätzen der modernen Soziologie (Netzwerkanalyse, soziales Kapital) empfiehlt. Diesem Plädoyer entsprechen die expliziten Bezüge zu verwandten Erscheinungen in unserer Zeit, in erster Linie natürlich zum Internet und seinen virtuellen Welten, wie sie in diesem Band verschiedentlich formuliert werden. Nicht ganz auf der Höhe der

Gegenwart ist einzig die Ausgestaltung des Buches. Zum einen fehlt ein Personenindex, zum anderen sind die an sich sehr begrüßenswerten Karten und Graphiken gestalterisch nicht befriedigend integriert und oft nur schlecht lesbar. Das Gesamtfazit fällt trotzdem äusserst positiv aus, und es bleibt zu wünschen, dass dieser anregende Band mit Pioniercharakter auch von der deutsch- und englischsprachigen Forschung rezipiert wird.

Martin Stuber, Bern

Brockliss, L. W. B.: **Calvet's Web.** Enlightenment and the Republic of letters in eighteenth-century France. Oxford, Oxford Univ. Press, 2002. XIV, 471 p. Ill. € 55.–. ISBN 0-19-924748-X.

The number of books on the Enlightenment is legion. This has not, however, resulted in an internationally accepted description and assessment of the movement. As Laurence Brockliss remarks, in the Anglo-American world it is mainly considered a creation of the 'philosophes', a small group of original and often radical thinkers, who fostered the spread of their ideas not through learned treatises but through entertaining and witty novels which reached a public beyond the elite and the world of scholars. German historiography, in contrast, describes it primarily as a movement which aimed at an improvement in the various areas of craft and trade as well as at a social and bureaucratic reform promoted by the paternalistic state. These diverging accounts cannot be reduced simply to different national cultures of Enlightenment. They are due, Brockliss argues, to a lack of contextualisation of the Enlightenment in France and elsewhere. His book presents one important context: the Republic of Letters as mirrored in the world of one of its members, Esprit-Claude-François Calvet (1728–1810).

Calvet was a successful physician and for some time professor of theoretical medicine in Avignon. His passions, however, were Roman coins and antiquities, minerals and fossils, and scientific books, to which he devoted all his leisure time. He was not a man of any real intellectual distinction. Neither his short archaeological treatise and his few medical dissertations nor all his thoughts and actions show any remarkable traits to be studied for their own sake. The importance of Calvet's case lies in its very ordinariness and in the extent to which it is documented. The papers preserved include accounts, various kinds of notes and especially the correspondence. Calvet exchanged letters with some 350 correspondents from various socio-occupational backgrounds, mainly based in the Rhône valley. This 'mini-republic', as Brockliss calls it, constituted a small section of the larger Republic of Letters with which it shared its opposition to dogmatic learning and its urge for the spread of scientific knowledge. Its range of curiosity and intellectual pursuits was, however, somewhat limited and mainly focused on the world of collecting. Calvet and his circle did not reflect on the more radical, philosophical, social and political ideas presented by the *philosophes*. And they did not even discuss medical, agricultural and other reforms which were in line with governmental policy to any great extent. From this point of view, one has to ask what exactly *Calvet's web* stands for. Is it a "representative sample of the French Republic of Letters", as the cover text claims? Given our actual state of knowledge, we simply do not know. Brockliss's book is, however, a major step in a new under-

standing of the Republic of Letters. The existence of a web such as Calvet's cannot be disregarded in any future attempt to describe the community of scholars in early modern Europe. With a size of 5,000 surviving letters – comparable to the correspondence of Rousseau – written by intellectuals from various professions, it is simply too large. We have to suppose the existence of many smaller but similar nets of communication. If not for the whole, *Calvet's web* stands at least for a significant part of the Republic of Letters. But it seems to be rather a bad example to support Brockliss's main call, viz. to consider the Enlightenment as a part of the Republic of Letters. Other figures, not themselves *salonniers* or *philosophes*, but serious scholars more open than Calvet to questions of reform, philosophy and science, might serve better to illustrate the interconnection between the ideals of the two movements. Unfortunately for Brockliss – and for us – their archives have rarely survived in a complete manner such as Calvet's.

Which coins Calvet and his friends discussed or what fossils they found, is not of any great consequence. It is, however, revealing to see how the exchange of letters, artefacts and knowledge was governed by a code of conduct which helped to stabilize the contacts. *Calvet's web* was based on the ideal of mutual assistance in learned matters and on a hierarchy of expertise rather than birth. Letter-writing was a serious business, in which expected services had to be rendered and superior knowledge respected. It is this combination of shared interests and mutual obligation which made the essence of the community of scholars. In this respect, Brockliss's book is a pioneering study of the Republic of Letters at large, even if Calvet and his friends were an extraordinarily conservative and dry bunch of people. It is also one of the few in-depth studies of the medical world of an 18th-century physician. Brockliss describes medicine in Avignon, Calvet's consultation practice in town and by letters, his theoretical concepts and ideas, his therapeutic principles and his epistolary exchange with medical colleagues and former students whom he used as local agents to get hold of antiquities. The case is well presented, and it makes us feel the lack of other cases it should be compared with. Our knowledge of 18th-century medical practice and theory is insufficient and probably often misleading. It is enlightening, for instance, to learn that Calvet believed the nerves to be responsible for motion but not for sensation. What we read in some classical textbooks of physiology and consider as standard knowledge of its time, is probably not what an average physician thought. Calvet, although a professor of medicine, seems to have been untouched by the recent development in theoretical medicine. Brockliss's book is an inspiring call for further similar studies on 18th-century medicine and the Republic of Letters.

Hubert Steinke, Bern

Jarcho, Saul: **The Clinical Consultations of Francesco Torti**. Translated and with an introduction by Saul Jarcho. Malabar/Florida, Krieger Publishing Company, 2000. XXX, 912 p. \$ 125.–. ISBN 1-5752-4144-7.

Francesco Torti (1658–1741) ist der Medizingeschichte insbesondere bekannt wegen seiner wegweisenden Arbeit über intermittierende Fieber (heute als Malaria bekannt) und deren Behandlung mit Chinarinde (1709). Tortis Schrift ebnete diesem

Heilmittel aus der Neuen Welt endgültig den Weg in den europäischen Heilmittel-Kanon seiner Zeit. Torti wurde in Modena geboren. Er studierte Medizin in Bologna, wo er 1678 doktorierte. Daraufhin kehrte er nach Modena zurück und konnte dort neben Bernardino Ramazzini 1685 den Lehrstuhl für Medizin an der Universität übernehmen. Gleichzeitig wurde er zum Leibarzt des Herzogs ernannt. Seine medizinischen Interessen lagen schwergewichtig in der Epidemiologie und der Klimatologie.

Bisher kaum beachtet war Tortis Wirken als praktischer Arzt. Mit dem hier zu besprechenden Buch von Saul Jarcho wird dieser Aspekt ans Licht geholt, indem insgesamt 329 Konsultationsschreiben Tortis – ins Englische übersetzt – ediert werden. 303 davon befinden sich im Archivio di Stato in Modena und scheinen bereits von Torti zur Publikation vorbereitet gewesen zu sein. Dies legen verschiedene Hinweise nahe, unter anderem die saubere Darstellung des Manuskripts und die lückenlose Aneinanderreihung der von Schreiberhand notierten Fälle sowie eine Bemerkung Tortis gegenüber seinem Briefpartner Ludovico Antonio Muratori (dieser Brief ist im Anhang ebenfalls ediert).

26 weitere Konsultationen werden an der Universität in Modena aufbewahrt. Letztere behandeln in erster Linie Leiden aus dem Umfeld der Herzogsfamilie und waren offensichtlich nicht zur Publikation bestimmt. Sie sind im Gegensatz zu den 303 oben erwähnten italienischen Briefen meist lateinisch geschrieben.

Fast alle an Torti gerichteten Schreiben stammen von Ärzten, die für ihre Patienten eine Zweitmeinung einholten. Lediglich ein einziges Schreiben scheint von einem Patienten selber verfasst worden zu sein. Ein beträchtlicher Teil der Patienten stammte aus dem Adel, etliche gar aus dem Hochadel, aber auch Beamte, Kleriker und Nonnen waren gut vertreten.

Im Hauptteil des Werkes werden auf gut 900 Seiten die Konsultationen originalgetreu mit den von Torti gesetzten sprechenden Titeln, die auf das zu behandelnde Leiden hinweisen, publiziert. Meist werden sie von einer Zusammenfassung des an Torti gerichteten Konsultationsschreibens eingeleitet, worauf Tortis ausführliche Antwort folgt. Sieht man einmal von der Übersetzung ab, ist der einzige Eingriff, den der Herausgeber am Text vornimmt, die fortlaufende Numerierung der einzelnen Fälle.

Das an sich verdienstvolle Unterfangen Jarchos, diese bedeutende medizinhistorische Quelle zugänglich zu machen, wird durch verschiedene Mängel des Werks in seiner Qualität geschmälert. Besonders muss die fehlende Kontextualisierung kritisiert werden. Weder gibt es eine angemessene Biographie Tortis (der Leser muss mit einer guten Seite für Leben und Werk vorliebnehmen und wird nur auf ein absolutes Minimum an weiterführender Literatur verwiesen), noch wird die damalige Praxis schriftlicher Konsultationen und deren Bedeutung für die Medizin dieser Zeit gebührend diskutiert. Auch fehlt ein Apparat, wie man ihn von Editionen dieses Umfangs gewohnt ist. Der Text wird nicht erläutert oder kommentiert, es existieren keinerlei Register. Die mit 19 Seiten (inkl. Biographie und Anmerkungen) sehr knappe Einleitung kann dafür kaum Ersatz bieten. Quellenbeschreibung, Quellenkritik, Editionsprinzipien und inhaltliche «Analyse» werden willkürlich vermischt. Letztere (obwohl an sich sehr informativ) scheint rein impressionistisch entstanden zu sein und streicht einige in Jarchos Augen interessante Fälle hervor, die entweder typisch für Torti und/oder die Medizin seiner Zeit oder eben gerade das Gegenteil

sein sollen. Dabei vergisst er meist, seine diesbezüglichen Aussagen mit Literaturhinweisen zu belegen. Angesichts eines vom selben Autor 11 Jahre früher vorgelegten analogen Werks, das keine der hier genannten Unzulänglichkeiten aufweist, kann man vermuten, dass der über 90jährige Jarcho kurz vor seinem Tod die Kraft nicht mehr fand, all dies zu leisten. Dann wäre es wohl am Verlag gewesen, wenigstens einen Teil der aufgeführten Mängel zu beheben.

Wer sich für Tortis medizinische Praxis, seine angeordneten Therapien, seine verschriebenen Heilmittel, seine medizinischen Vorstellungen, das in diesen Quellen durchscheinende Arzt-Patienten-Verhältnis und viele weitere medizin-, sozial- und kulturhistorische Aspekte interessiert, kommt (sofern er nicht die Zeit findet, die Manuskripte selbst zu konsultieren) also nicht umhin, auf Jarchos Übersetzung zu vertrauen und sich direkt mit den präsentierten Konsultationen auseinanderzusetzen.

Stefan Hächler, Bern

Keller, Susanne: **Pharmazeutische Lehr- und Gehilfenbriefe aus dem 17. und 18. Jahrhundert.** Mit einem Geleitwort von Peter Dilg. Frankfurt am Main etc., Peter Lang, cop. 2004. 286 S. Ill. (Pharmaziehistorische Forschungen, 5). Fr. 75.–. ISBN 3-631-52043-3.

Die praktische Tätigkeit der Apotheker der Vergangenheit mit den entsprechenden Ausbildungsmodalitäten brachte die früheren Kandidaten zum Apothekerberuf zu langen Lehr- und Gesellenjahren, die sie meistens in verschiedenen Offizinen absolvierten. In dieser vom Marburger Pharmaziehistoriker Peter Dilg geleiteten Dissertation untersucht die Autorin die Zeugnisse, die Bescheinigungen, welche die ausbildenden Apotheker für ihre Schüler verfassten. Dabei stützt sie sich auf mehr als 300 sogenannte Lehr- und Gesellenbriefe des 17. und 18. Jahrhunderts, welche alle den deutschsprachigen Raum betreffen.

Diese handgeschriebenen, meist von Kalligraphen erstellten Unikate werden formal, inhaltlich sowie auf ihr künstlerisches Aussehen analysiert. Dies erlaubt der Autorin, einen Blick auf die Mentalitäten der Zeit zu werfen, da die Briefe, neben zum Beispiel Bibelziten, auch antike Autoren, Tier- oder Pflanzenmotive, apothekenspezifische Elemente wie Interieure oder Laboratorien, aber auch Stadtansichten, Veduten, beinhalteten.

Besonders interessant sind aber die sozialgeschichtlichen Auslegungen von Susanne Keller: Welche Städte wurden für die Ausbildung bevorzugt? Wie waren die Transportmöglichkeiten der Gesellen? Wie lange dauerte die Lehr- und Gesellenzeit? Welche war die soziale Herkunft der angehenden Apotheker? Für diese Fragestellungen erweisen sich die Briefe als einzigartige Dokumente, die Susanne Keller in kluger Art auswertet. Zum Beispiel zeigt sie, dass die Apotheker öfters aus der Mittelschicht kamen und dass neben vielen pharmazeutischen Dynastien auch Pfarrer, Lehrer und Ärzte gerne ihre Sprösslinge anspornten, den Apothekerberuf zu erlernen. Die Schweiz ist mit nur wenigen Briefen kaum vertreten; erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wird unser Land ein bevorzugtes Reise- und Arbeitsziel für die Pharmaziestudenten. Hier kann berichtet werden, dass der «Materialist» Hieronymus Bernoulli nicht in Bern, sondern in Basel tätig war.

Eine nicht üppige, aber gutgewählte bibliographische Umrahmung sowie Graphiken und Illustrationen (die man zum Teil in besserer Qualität hätte erwarten können) vervollkommen ein Werk, das als originell und gelungen bezeichnet werden kann.

François Ledermann, Bern

Mannetstätter, Antje: **Diethelm Lavater II (1781–1846)**. Ein Zürcher Arzt-Apotheker im Spiegel seiner Korrespondenz. Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 2004. XVI, 364 S. Ill. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, 82). Fr. 48.–; € 28.–. ISBN 3-8047-2049-8.

In ihrer nun als Buch veröffentlichten Marburger Dissertation stützt sich Antje Mannetstätter auf breite Quellen, um vorerst das Leben und den beruflichen Umkreis von Johann Caspar Lavater, bekannt für seine physiognomistischen Studien und seine Bekanntschaft mit Goethe, und Diethelm Lavater I darzustellen. In der Folge liefert Antje Mannetstätter eine ausgiebige Analyse der Vitae von Diethelm Lavater II und Johannes Lavater-Hirzel. Behandelt sind die Ausbildungszeit, die berufliche Tätigkeit, die schriftlichen und persönlichen Kontakte zu diversen Wissenschaftlern, die berufs- und allgemeinpolitischen Aufgaben und die familiären Verhältnisse der beiden Zürcher Arzt-Apotheker, Mitglieder der Familie Lavater. Dargestellt sind ebenfalls die politischen, historischen und sozialgeschichtlichen Hintergründe des Themas, dies mit wesentlichen Kapiteln zur Entwicklung der Pharmazie in Zürich und in der Schweiz.

Die Schilderungen der Autorin über das Leben von Diethelm Lavater II und Johannes Lavater-Hirzel erlauben einen tiefen Blick in die Art, wie die damaligen Apotheker ausgebildet wurden, insbesondere in das Leben der Gehilfen. Auch das berufliche und wissenschaftliche Umfeld, in welchem die Lavater ihren Beruf als Apotheker und zum Teil als Arzt ausübten, wird vorgestellt. Die Verknüpfung des Arzt- und Apothekerlebens im Zürich des 19. Jahrhunderts mit politischen Ämtern sowie über das weite Netz von Korrespondenten sind unverkennbare Phänomene der Zeit, die am Beispiel der beiden Lavater klargemacht werden. Auch die Gründung und Entwicklung von Berufsverbänden wird hier vorgestellt. Dieses umfassende Bild der pharmazeutischen Praxis zu Beginn des 19. Jahrhunderts verknüpft die Autorin mit einer feinen Analyse der Persönlichkeiten von Diethelm II und Johannes Lavater, ihrer Charaktere und Leidenschaften.

Auch wenn eine üppige Sekundärliteratur in die Arbeit einbezogen wird, die es zum Beispiel der Autorin erlaubt, die zahlreichen in der Dissertation zitierten Personen richtig zu identifizieren und zu dokumentieren, so bildet die Korrespondenz von Diethelm Lavater II und Johannes Lavater doch gewiss den Kern der Quellenforschung. Die Ausnützung dieser Dokumente ermöglicht nicht nur eine Analyse zum Leben und Wirken der beiden Lavater, sondern bringt ebenfalls einerseits einen Beitrag zur Mentalitätsgeschichte und andererseits Licht in verschiedene Aspekte des Wissenstransfers zu dieser Zeit und die Verknüpfungen zwischen europäischen Gelehrten.

Das Werk von Antje Mannetstätter kann als ein wichtiger Beitrag zur sozialen und wissenschaftlichen Geschichte der Schweizer, aber auch der deutschen Pharmazie

betrachtet werden. Ein Interesse, das noch durch die sorgfältige Präsentation und die zahlreichen Illustrationen des Buches vergrößert wird.

François Ledermann, Bern

Schickard, Wilhelm: **Briefwechsel**. Bd. 1: 1616–1632. Bd. 2: 1633–1635. Hrsg. von Friedrich Seck. Stuttgart-Bad Cannstatt, Frommann-Holzboog, 2002. 2 Bde. Ill. € 276.–. ISBN 3-7728-2162-6.

L'édition intégrale de la correspondance scientifique d'un savant du XVII^e siècle doit être saluée comme il convient. Non seulement des exemples aussi richement dotés d'un représentant considérable de la «République des Lettres» à ses débuts ne sont-ils pas si fréquents, mais encore la manière parfaitement maîtrisée de leur présentation fait de ces deux forts volumes de très utiles outils pour tout historien des sciences (à la fois naturelles et humaines, selon une distinction évidemment anachronique) à l'époque moderne. Wilhelm Schickard (1592–1635), orientaliste, hébraïste, astronome, inventeur, théologien, constitue dans sa polyvalence une figure typique et tout à fait particulière à la fois, raison supplémentaire de l'intérêt d'une publication de sa correspondance.

L'édition procurée par Friedrich Seck contient la transcription de toutes les lettres conservées de Schickard (dont une partie importante est déposée depuis le début du XIX^e siècle à la Landesbibliothek de Stuttgart, mais – indice du rayonnement du personnage – des fonds se trouvent aussi à Vienne, Paris, Aix-en-Provence, Manosque, Copenhague, Saint-Pétersbourg, etc.; on sait par ailleurs qu'un nombre important de la correspondance de Schickard est perdue): soit 597 lettres en tout, écrites en latin, surtout, mais aussi en hébreu, grec, allemand, français, etc. avec un résumé allemand; 244 lettres de sa part à 37 correspondants et 353 à lui adressées de 98 correspondants, Kepler, Diodati, Gassendi, Grotius, Fabri de Peiresc notamment comptant parmi les plus assidus de ces derniers. S'y ajoutent encore 233 lettres entre tiers concernant Schickard.

Seck ajoute à cet ensemble, soigneusement édité et annoté, outre les index habituels, une bibliographie de et sur Schickard, ainsi que des livres mentionnés dans la correspondance, qui permet de rendre compte de façon très précise de l'«enveloppe» intellectuelle et sociale d'un érudit du début du XVII^e siècle à travers les livres qui d'une façon ou d'une autre circulent autour de lui et le concernent.

Il s'agit donc d'une édition tout à fait précieuse, par sa qualité et son objet, qui constitue un modèle, tant par l'érudition déployée que la clarté de la présentation. Mais aussi d'une édition, malheureusement, précieuse en un sens plus restrictif: le prix annoncé, prohibitif, risque d'empêcher les bourses parfois modestes des chercheuses et chercheurs, ainsi que celles des institutions intéressées d'en tirer profit.

Vincent Barras, Lausanne